

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 7. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(12. Fortsetzung.)

So hatte ich denn die seltsame Tatsache festgestellt, daß Gaston Suzor, wenn er sich in London aufhielt, zwei Quartiere hatte, eines in einem eleganten Hotel, das andere in einem kleinen, das von Leuten aus minderen Kreisen besucht wurde.

Was mochte wohl der Grund dafür sein?

Um Mitternacht ging ich nochmals ins Hotel Carlton und fragte nach Monsieur Suzor; der Nachtportier erklärte mir, daß er noch nicht zurückgekehrt sei. — So kehrte ich denn in meine Wohnung zurück und schlief bis zum nächsten Morgen.

Bei jedem Schritte schien ich vor einem neuen Rätsel zu stehen. Immer sah ich vor meinen Augen das Bild eines hübschen Mädchens, das leblos vor mir dagelegen hatte und deretwegen ich ein Dokument gefälscht. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich mich eines Verbrechens mitschuldig gemacht hatte. Meine Pflicht war es nun, das Rätsel zu lösen und die Schuldigen der gerechten Strafe zuzuführen.

Das war es auch, was ich aus ganzem Herzen ersehnte. Es war nur die Frage, ob Gabriele Engledue wirklich tot war oder ob sie in der Person der Gabriele Tennison weiterlebte. Dies war der Punkt, den ich vor allem aufklären mußte.

Am folgenden Morgen stand ich zeitig auf und blickte über die Themse, über der dichte Nebel lagen, auf die jenseits liegenden Fabriken hinaus — fürwahr, gerade kein ermutigender Anblick. Bald nach acht Uhr frühstückte ich und begab mich nachher wieder nach Eals Court, um das Haus in der Longridge Road zu beobachten. Durch meine Umfrage erfuhr ich, daß Frau Tennison vor einigen Tagen abgereist war, angeblich nach Paris.

„Das junge Fräulein Tennison scheint recht eigenartig zu sein", bemerkte ich nebenbei zur Inhaberin eines Bäckerladens, die mir erzählt hatte, das sie das Gebäck in das Haus liefere.

„Ja, die Arme", erwiderte die Frau. „Seit sie im vergangenen November krank war, kann sie sich nicht mehr recht erholen. Sie hat angeblich einen so schweren Nervenschock erlitten, daß ihr Geisteszustand ein wenig angegriffen ist. Frau Alford, die Haushälterin, erzählt, daß das Mädchen oft tagelang kein Wort spricht"

„Seltsam", bemerkte ich. „Was mag das wohl für ein Schock gewesen sein, der eine solche Veränderung mit sich brachte? War das Mädchen vor dem November ganz gesund?"

„Vollkommen, sie kam oft, um Schokolade und Keks von mir zu kaufen, und war immer voll Leben. Es tut einem wirklich das Herz weh, wenn man sie jetzt sieht. Immer scheint sie über etwas nachzugrübeln, doch niemand kommt darauf, über was."

„Merkwürdig", sagte ich, „auch ich habe mich schon über sie gewundert, viele andere wahrscheinlich auch."

„Stimmt. Ihre Mutter hat sie, wie ich hörte, zu einer Anzahl von Nervenspezialisten gebracht, doch keiner scheint ihr helfen zu können. Was es ist, können sie nicht sagen, denn die junge Dame scheint ihr Gedächtnis teilweise verloren zu haben."

„Lebt Frau Tennison in guten Verhältnissen?" fragte ich.

„Nein, im Gegenteil", gab die Bäckersfrau zur Antwort. „Herr Tennison soll sehr reich gewesen sein, als er aber starb, zeigte es sich, daß er knapp vor dem Ruin gestanden hatte, und die Witwe blieb in sehr ärmlichen Verhältnissen zurück."

Ich erkundigte mich noch, ob Frau Tennison viel Besuch empfange, was die Frau jedoch verneinte und hinzufügte:

„Vor einigen Wochen kam oft ein Italiener zu ihnen, er ging auch öfters mit der jungen Dame aus. Jemand sagte, er sei ein Arzt, doch ich weiß nicht, ob das wahr ist."

Ich fragte die Frau, wie der Mann aussah, und sie gab mir eine genaue Beschreibung des geheimnisvollen Arztes aus der Via Cavezzo.

Moroni hatte also das Mädchen hier in London besucht! Ich versuchte noch herauszubringen, ob Gaston Suzor ebenfalls hier gewesen sei, doch die Frau kannte ihn nach meiner Beschreibung nicht. Sie hatte ihn nie mit Gabriele Tennison ausgehen sehen.

Nachdem ich fast eine halbe Stunde lang mit der Frau geplaudert hatte, mußte ich mich empfehlen, da Kunden in den Laden traten. Ich beobachtete denn noch eine Weile das Haus in der Longridge Road und kehrte hernach ins Hôtel Carlton zurück.

Elftes Kapitel.

Die nackten Tatsachen.

„Monsieur Suzor ist noch nicht zurückgekommen," gab mir der Portier auf meine Frage zur Antwort. „Er ist aber oft zwei oder drei Tage weg."

Ich verließ das Hotel, nahm mir ein Auto und fuhr in die Euston Road, um mir das verwahrloste Haus, das eine Tafel mit der Aufschrift „Privathotel" trug, näher anzusehen. Bei Tageslicht sah es noch weniger einladend aus als seine Umgebung. Die Fenster waren scheinbar seit Monaten nicht gewaschen worden und die Treppen bedurften auch schon notwendig einer Reinigung.

Nachdem ich das Haus von vorne genau besichtigt hatte, begab ich mich auf die Rückseite und fand zu meiner Überraschung, daß es dort einen Ausgang hatte, der in eine schmale Parallelgasse führte. Da ging mir ein Licht auf: der Franzose war gestern jedenfalls beim Haupttor hineingegangen und hatte dann das Haus durch den rückwärtigen Ausgang verlassen!

Eine Stunde lang schlich ich um das Haus herum, dann trat ich ans Tor und klopfte. — Ein schlampiges Frauenzimmer in einer zerrissenen, schmutzigen Schürze öffnete.

„Wir sind ganz besetzt," fuhr sie mich an, bevor ich noch ein Wort sprechen konnte, „und haben kein Zimmer zu vermieten."

„Ich will kein Zimmer haben," erwiderte ich höflich, „sondern wollte nur den Franzosen besuchen, der bei Ihnen wohnt — Monsieur Suzor."

Sie schien bei Nennung dieses Namens zusammenzuzucken und hielt die Tür noch halb offen, als wolle sie verhindern, daß ich einen Blick hineinwerfe.

„Sie irren sich," erklärte sie, „wir haben keinen französischen Gast hier."

„Ich sah ihn doch gestern abend hier hereingehen!"

„Sie müssen sich geirrt haben," sagte die Frau, „vielleicht war es nebenan, dort gehen viele Besucher aus und ein."

„Sie sind ganz besetzt?"

„Ja, mit unseren ständigen Gästen."

Ich ersah aus ihrem nervösen Gehaben, daß sie nicht die Wahrheit sprach. Ich wußte bestimmt, daß Suzor in dieses Haus gegangen war, obwohl sie erklärte, ihn nicht zu kennen.

Während ich auf ihn gewartet hatte, war er sicherlich durch den rückwärtigen Ausgang entwischt. Sollte er mich gesehen und mich erkannt haben?

Das Haus barg sicherlich ein Geheimnis. Meine Fragen schienen die Frau sichtlich zu verwirren, und sie schien aufzuatmen, als ich mich entfernte.

„Versuchen Sie es nebenan," schlug sie vor und verschwand.

Als ich über die Euston Road weiterschritt, ging mir der Gedanke durch den Kopf, ob dieses Hotel nicht zu jenen Häusern zählte, in denen Diebe und anderes lichtscheues Gesindel Unterschlupf finden und ob Suzor mir wirklich durch den rückwärtigen Ausgang entschlüpft war.

Da ich Näheres über das Gespräch, das er mit Gabriele Tennison geführt hatte, in Erfahrung bringen wollte, begab ich mich um drei Uhr nachmittags zu dem Haus in der Longridge Road und läutete keck.

Die alte Haushälterin, Frau Alford, öffnete mir und ich sagte:

„Verzeihen Sie, aber ich möchte privat mit Ihnen sprechen."

Sie blickte mich argwöhnisch an, was ja sehr natürlich war. Ich war ihr vollkommen fremd, und kein Bediensteter läßt einen Fremden ein, wenn die Herrschaft abwesend ist.

„Ich weiß, daß Frau Tennison hier wohnt und daß Fräulein Gabriele Ihrer Obhut anvertraut ist. Gerade ihretwegen möchte ich mit Ihnen sprechen — ich glaube, ich kann Ihnen so manches Interessante mitteilen." Mit diesen Worten übergab ich ihr meine Visitenkarte. — Frau Alford las meinen Namen, schien aber zuerst nicht sehr geneigt, mich einzulassen. Erst als ich ihr nochmals erklärt hatte, daß ich ihr einige interessante Neuigkeiten mitteilen könne, führte sie mich in das erste Stockwerk hinauf. Dort befand sich die Wohnung der Frau Tennison.

Sie führte mich in einen hübschen, kleinen Salon, der mit viel Geschmack eingerichtet war. Im anstoßenden Zimmer spielte jemand Klavier, zweifellos war es Gabriele.

„Frau Alford", begann ich, „ich habe mir die Freiheit genommen, hierherzukommen, weil ich von dem zerrütteten Geisteszustand des Fräulein Gabriele gehört habe und weil ich möglicherweise eine Aufklärung dafür geben kann."

„Was — wissen Sie etwas, mein Herr?" fragte mich die Haushälterin. „Wissen Sie vielleicht, was ihr zugestoßen ist?"

„Vielleicht", gab ich ausweichend zur Antwort. „Doch vor allem muß ich Sie im Interesse der jungen Dame um Ihr strengstes Stillschweigen ersuchen."

„Dem jungen Fräulein zuliebe will ich alles tun, was Sie verlangen", erwiderte sie und lud mich ein, Platz zu nehmen, während sie selbst stehen blieb.

„Gut, erwähnen Sie also weder dem Fräulein noch sonst jemand gegenüber etwas von meinem Besuch. Vor allem beantworten Sie mir einige Fragen, damit ich meinen Verdacht überprüfen kann."

„Was für einen Verdacht?" fragte sie.

„Das werden Sie schon erfahren. Sagen Sie mir nur, was dem Fräulein passiert ist, daß sie sich in einem solchen Zustande befindet?"

„Das vermag niemand zu sagen, mein Herr. Eines Abends im November ging sie in die Tanzstunde und blieb sechs Tage verschwunden, bis man sie dann auf der Straße zwischen Liphock und Petersfield auffand. Sie war jedenfalls eine weite Strecke zu Fuß gegangen und befand sich auf dem Wege nach London, als sie auf der Straße zusammenstürzte. Ein Fuhrmann fand sie und verständigte die Polizei in Petersfield, die sie ins Spital schaffte. Dort stellte sich heraus, daß sie ihr Gedächtnis vollkommen verloren hatte; sie erkannte niemand, nicht einmal ihre Mutter."

„An welchem Tage verschwand sie?" fragte ich gespannt.

„Am siebenten November."

Es war der Tag meines Abenteuers!

„Sagen Sie mir alles, was Sie über die Sache wissen — ich will Ihnen dann einiges erzählen, was Ihnen vielleicht so manches erklären wird, was Ihnen und Frau Tennison bisher rätselhaft erschien."

„Am bezeichneten Tage, dem siebenten November, ging Fräulein Gabriele nach dem Tee in die Tanzstunde zu Frau Gill in die Addison Road. Sie war bei vollster Gesundheit und bester Laune, denn sie hatte am Morgen eine Einladung zu ihrer Kusine Lionore nach Newmarket für den folgenden Mittwoch erhalten. Soviel uns bekannt war, hatte sie nicht den geringsten Kummer."

„Hatte sie keine Anbeter?"

„O ja, einige, doch keine ernste Bekanntschaft", antwortete Frau Alford. „Ihre Mutter war ausgegangen, um einen Besuch zu machen, und das Fräulein sagte mir beim Weggehen, daß sie um neun Uhr zurück sein werde. Nun warteten wir bis Mitternacht auf sie, doch sie kam nicht. Wir blieben dann die ganze Nacht auf, und am Morgen ging ich zu Frau Gill, wo man mir mitteilte, daß Fräulein Gabriele dort um halb sieben Uhr weggegangen war. Nun eilten wir auf die Polizei und machten dort die Abgängigkeitsanzeige."

„Was vermutete denn die Polizei?" fragte ich.

„Sie glaubten, daß sie eine geheime Liebschaft habe und absichtlich von zu Hause fort sei."

„Die Mutter des Fräuleins muß ganz außer sich gewesen sein", bemerkte ich.

„Erst sechs Tage später kam ein Schutzmann und teilte der Frau Tennison mit, daß man eine junge Dame, auf die die Personbeschreibung der Abgängigen paßte, auf der Landstraße gefunden und ins Spital nach Petersfield geschafft habe. Wir fuhren sofort mit dem nächsten Zuge hin und fanden wirklich unser Fräulein im Spital, doch sie erkannte uns nicht. Alles, was sie sagen konnte, waren die Worte: „Rot, grün und gold!" Diese Worte wiederholte sie fortwährend — „rot, grün und gold!"

„Was meinte denn der Arzt?"

„Er stand ebenso vor einem Rätsel wie wir. Man hatte meine arme junge Herrin zeitig in der Frühe am Straßenrande gefunden; ihre Kleider waren durchnäßt, denn es hatte die ganze Nacht geregnet. Ihre Schuhe waren ganz kotig, sie schien stundenlang gegangen zu sein."

„Sie erkannte ihre Mutter nicht?" forschte ich.

„Nein, — selbst jetzt kennt sie sie noch nicht."

„Hat man Ärzte zu Rate gezogen?"

„Gewiß, ein halbes Dutzend — und unter ihnen auch Doktor Moroni, den berühmten italienischen Arzt. Er nahm sie zur Behandlung nach Florenz mit, doch sie zeigte nicht die mindeste Besserung."

„Woher kennen Sie Moroni?" fragte ich rasch.

„Ich glaube, er wurde auf den Fall durch einen der Ärzte aufmerksam gemacht, zu dem Frau Tennison sie geführt hatte."

„Kannte Frau Tennison den Doktor Moroni schon vorher?"

„Nicht, daß ich wüßte. Er ist ein sehr netter Mensch und war sehr lieb zu Fräulein Gabriele", erwiderte Frau Alford. „Wie alle anderen Ärzte, ist auch er der Meinung, daß sie einen schweren Schock erlitten hat — doch welcher Art dieser war, kann niemand sagen."

„Was für andere Ärzte wurden noch beigezogen? fragte ich weiter.

„Sir Charles Wendover gab sich große Mühe mit ihr, doch scheint er ihr auch nicht helfen zu können."

Der Genannte war einer der bekanntesten Nervenärzte, und wenn auch er nicht helfen konnte, dann mußte der Fall hoffnungslos sein.

„Doch weshalb brachte Doktor Moroni sie nach Italien?"

Er brachte sie zu Professor Casuto — ich glaube, so hieß er — nach Florenz, doch auch er wußte keinen Rat, und so brachte man sie wieder zurück." (Fortsetzung folgt.)

Menschen, die mich liebten.

Aus einem Interview mit Mistinguett (der berühmten französischen Schauspielerin).

Mein Leben ist seit meinem 15. Jahre immer mit der Bühne verknüpft gewesen. Meine Absicht war es anfänglich, am französischen Konservatorium das Geigenspiel zu erlernen. Ich erkannte jedoch, daß der Beginn meiner Laufbahn durch diese Methode eine empfindliche Verzögerung erleiden mußte, und ich fing daher meine Bühnentätigkeit ohne die Hilfe dieses Instituts an. Ich arbeitete eifrig, versäumte keine Gelegenheit, wurde sehr schnell eine Schauspielerin und Tänzerin von Ruf und trat in Amerika, England und Italien auf.

Unser Leben ist arbeitsreich, und nach meiner Ansicht sollten wir alle bereit sein, einander zu helfen. Unter den vielen namenlosen Sängern in den weniger bekannten Kabaretten gibt es oft Menschen von wirklicher Genialität, denen nur eine günstige Gelegenheit fehlt, sich zu den Künstlern ersten Ranges empor zu schwingen . . . Maurice Chevalier und ich sind seit frühester Jugend Freunde gewesen, und ich freute mich sehr, daß er mein Partner wurde, als ich noch ganz unbekannt war. Einen romantischen Zwischenfall erlebte unsere Bekanntschaft während des Krieges, als Chevalier gefangen genommen und in Deutschland interniert wurde, dann aber auf Grund meines Appells an den König von Spanien und dank dessen persönlichem Eingreifen die Erlaubnis erhielt, nach Frankreich zurückzukehren.

Natürlich sind über mich die wildesten Geschichten verbreitet worden. Ich kann tatsächlich kaum zwei Minuten mit einem Manne sprechen, ohne tags darauf lesen zu müssen, daß ich mit ihm verlobt bin! Vielleicht das ergötzlichste Geschichtchen dieser Art war die Meldung von meiner Verlobung mit dem gefeierten französischen Sänger Mayol, als ein unternehmender Zeitungsmann uns auf der Promenade von Trouville hatte plaudern sehen. Tatsächlich trieb Mayol den Spaß so weit, daß er mir einen recht hübschen Diamantring mit einer diesbezüglichen Inschrift als Erinnerung an jenes Ereignis sandte.

Selbstverständlich entbehren jene ewig wiederkehrenden Gerüchte jeglicher Begründung, denn ich lebe ganz meiner Arbeit, und kein Mann könnte mich veranlassen, sie seinetwegen aufzugeben oder zu vernachlässigen. Sehr wenige Menschen wissen, daß eine Schauspielerin, die es zu etwas bringen will, jede Minute des Tages ihrem Beruf widmen muß. Wenn z. B. eine neue Aufführung in Vorbereitung ist, so bestehe ich darauf, daß alles meine Billigung finden muß; jedes Musikstück wird für mich auf dem Piano gespielt, so daß ich seine Eignung beurteilen kann, ohne durch den Namen des Komponisten beeinflußt zu sein. Von den Kostümen skizziere ich die Umrisse, die dann unter meiner Aufsicht von einem Zeichner ausgeführt werden. In der Tat gibt es außer der Regie nichts, was ich nicht persönlich überwache . . .

Täglich erhalte ich 500 bis 600 Briefe, und außer meinem Sekretär für geschäftliche Angelegenheiten arbeiten für mich zwei andere, Vater und Tochter, welche die Tagespost öffnen, sortieren und gegebenenfalls beantworten. Nicht weniger als ein Drittel dieser ungeheuren Korrespondenz besteht aus Liebesbriefen und Heiratsanträgen, während ein noch größerer Teil von Leuten stammt, die mich bitten, ihnen bei der Erlangung irgend eines Theaterengagements zu helfen, oder die mich in allen möglichen Dingen um Rat fragen — von der genauen Schattierung der Strümpfe, die in der nächsten Saison Mode sein werden, bis zu der Zusammensetzung meiner Gesichtsschminke oder meines Puders.

Viele meiner Verehrer lassen sich durch ihre Leidenschaft zu den wildesten Erklärungen hinreißen. Am bemerkenswertesten ist wohl das Verhalten jenes Mannes, der zu Fuß von Saarbrücken nach hier wanderte; als er in den Straßen von Paris von der Polizei aufgelesen wurde, erklärte er schluchzend, er sei mit mir verheiratet und wolle mich nach Hause holen. Die Polizeiwache rief mich telephonisch an. Obwohl ich sehr beschäftigt war, hielt ich es für geraten, dorthin zu gehen. Als ich das Zimmer betrat, fragte ich den Mann, bevor ihm jemand über meine Person Auskunft geben konnte: „Wissen Sie, wer ich bin?" Er starrte mich an und versicherte, daß er mich nie in seinem Leben gesehen habe. Dann sagte ich zu ihm: „Nun, ich bin Mistinguett — wenn wir also verheiratet sind, müssen Sie mich wenigstens dem Aussehen nach kennen." Sofort lebte die Selbsttäuschung in voller Kraft wieder auf, und er erklärte, wenn ich die Mistinguett wäre, so sei er mein Gatte. Der Mann tat mir sehr leid, aber ich konnte nichts weiter für ihn tun, als die Rückreise zu seiner Heimatstadt bezahlen.

Außer diesen Briefen erhalte ich Geschenke aller Art, oft vom ungenannten Absender. Gewöhnlich sind es Juwelen, aber eine recht originelle Spende, die mich sehr entzückte, da ich alles Orientalische hoch schätze, war ein japanischer Miniaturgarten. Eines Tages empfing ich ein Perlenhalsband, das den Namen eines der ersten Juweliere von Paris trug. Zuerst hielt ich es für eine Nachahmung, aber als ich Max Dearly gebeten hatte, es fachmännisch zu prüfen, konnte ich die Echtheit feststellen.

Überall bekannt zu sein, hat seine Vorzüge und seine Nachteile. Es ist sehr nett, wenn bei einer Verkehrsstockung mein Auto erkannt wird und dann gleich ohne Aufenthalt durchschlüpfen kann; aber oft, wenn ich auf einem Wohltätigkeitsbazar verkaufe, ist der Andrang so groß, daß eine besondere Polizeipatrouille die Straße von einem Ende zum andern bewachen muß.

Ich habe vor fast sämtlichen Herrschern Europas gespielt, und alle Zeitungsberichterstatter, die mich mit jedem Manne, der mit mir spricht, verheiraten möchten, tun natürlich ihr Bestes, um meinen Namen mit denjenigen verschiedener königlicher Familien in Verbindung zu bringen. Es ist für mich ergötzlich, zu hören, daß der König von Spanien leidenschaftlich in mich verliebt sein soll — in Wahrheit habe ich während meines ganzen Lebens nur dreimal mit ihm gesprochen: einmal in Paris, als er mir nach einer Vorstellung Komplimente machte, dann in Deauville, wo er mit mir tanzte, schließlich in Cannes. In dieser Gegend begegnete ich auch dem Prinzen von Wales, der mich in reizender Weise zu der eben von ihm gesehenen Aufführung beglückwünschte. Ich bin oft mit dem Exkönig Manuel von Portugal Schlittschuh gelaufen. Aber wenn man von irgend einem Menschen königlichen Geblüts sagen kann, er sei einer meiner „Verehrer", so muß es Inyatullah sein, der Bruder des Exkönigs von Afghanistan — denn sobald er in Paris ist, belegt er für jeden Abend seines Aufenthaltes einen Sessel in meinem Theater. Vor Jahren hat er ein für allemal Anweisung gegeben, jedes von mir aufgenommene Lichtbild an ihn zu senden, und wie ich hörte, fanden während des letzten Aufstandes die in seinen Palast eindringenden Empörer ihn in einem Raume, der ganz mit diesen Bildnissen angefüllt war.

Meteorologie mit Muschi.

Wetterprognose für Sonntag: Das über Mittel- und Norddeutschland vorgelagerte Tief hat sich nach Westen verzogen. Das Wetter klärt sich auf. Es wird wieder schön!

(Die Zeitung bringt es, freudig erregt, in fetter Überschrift.)

Ich bestelle meine Freundin Muschi zu einem Ausflug.

Sonntag: Es regnet in Strömen! Muschi kommt natürlich nicht. Fluchend verschiebe ich den Ausflug auf Dienstag.

Wetterprognose für Dienstag: „Für morgen ist leider wieder mit Regen zu rechnen. Von Norden her ist nämlich wieder ein neues Tief im Anzuge!"

Ich sage natürlich Muschi ab.

Dienstag: Herrlichstes Wetter! Wolkenloser Himmel!!! Und ich ohne Muschi und ohne Ausflug!!!

Wetterprognose für Donnerstag: „— — infolgedessen ist für Donnerstag endlich auf schönes Wetter zu rechnen, denn das Tief usw."

Ich bestelle sofort Muschi für Donnerstag.

Donnerstag: Es gießt Wildbäche!

Muschi kommt natürlich nicht. Ich fluche nicht mehr, sondern verschiebe ganz ruhig den Ausflug telephonisch auf Sonnabend.

Wetterprognose für Sonnabend: „Da das Tief, das gestern über unserem Gebiet gelagert hat, nach Osten ge-

zogen ist, haben wir nun ein schönes Wochenende zu erwarten!"

Auf das hin habe Muschi abtelephoniert: „Du, morgen regnet es bestimmt, die haben nämlich schönes Wetter angekündigt!"

Sonnabend: Herrliches, wolkenloses Wetter.

Nun sagt mir, kann man sich auf Meteorologen verlassen? Wenn mir noch einer mal was von Tief sagt, dann springe ich so hoch!

Dr. Leopold Thoma.

Aphorismen.

Von Hermann Foerster.

Wenn sich die Liebe den Intellekt zum Beichtvater bestellt, dann bleibt nicht mehr viel von ihr übrig: Der Rest ist Gleichgültigkeit.

*

Schädlich, töricht ist der sentimentale Blick nach rückwärts, zum murmelnden Wässerlein einer verstiegenen Romantik, wenn Essenzen für das Heute daraus gebraut werden sollen. Aber dann wieder schimmert dieses Einst in Unvergänglichkeitslichtern zu uns herüber und wird zum großen Erlebnis.

*

Wahrhaft in seiner Zeit leben, heißt, sie aus einer Schicksalsschau zu ergreifen: wir stellen fest, was ist, bleiben im lebendigen Flusse des Werdenden — ohne jämmerliche Geste der Absagung —, wir sehen die gesteigerte Möglichkeit des Jetzt, in kaltklarer Helligkeit Tathaftes zu formen.

*

Die Jugend will nicht Revolution, sondern Führerschaft. Sie sucht Umstrahlte. Menschen mit bergsteigerischer Lust. Sie fordert Menschen aus innerster Dynamik.



Bunte Chronik



* **Ein tragikomischer Fall Chaplins.** Hollywood ist ein Paradies für 500 auserwählte Filmstars und gleichzeitig eine Hölle für 50 000 Anwärter und Komparsen, die tagtäglich aus der Hoffnung in die Verzweiflung gestürzt werden. Das große alljährliche Maskenfest der Filmwelt in Hollywood ist stets das größte Ereignis für Tausende von Filmschauspielern, die aus dem Dunkel der Unbekanntheit ins Licht des Ruhmes zu gelangen hoffen. Die größte Attraktion dieses Festes ist die Preiskrönung der bestgelungenen Maske. Meistens sind es die Maskennachahmungen weltbekannter Filmschauspieler. In den Festsälen erscheinen vor der Jury 30 Valentinos, 40 Greta Garbos und viele hunderte von anderen maskierten Gestalten, die mit mehr oder weniger Geschick und Geschmack die Gesichtszüge der Berühmtheiten der Kinowelt darzustellen versuchen. Unter diesen Gestalten findet der Filmregisseur oft seine neuen Stars. In diesem Jahre geschah es, daß Charlie Chaplin die große Annonce über das bevorstehende Maskenfest des Films vor Augen bekam. Er entschloß sich, in der weltbekannten Verkleidung seiner ersten Rolle, die er als Reliquie aufbewahrt, auf dem Maskenball zu erscheinen. Am Tage des Festes legte Chaplin die Maske und die Kleider des Charlie an: die weite schwarze Hose und die enge abgenutzte Jacke, den schäbigen kleinen Melonenhut, die viel zu großen krummen Schnabelschuhe. Diese Tracht wird von dem kleinen angeklebten Schnurrbart und dem dünnen Spazierstock vervollkommnet. Die tragikomische Silhouette des weltberühmten Charlie war fertig, und Chaplin begab sich zum Maskenball. Er wollte seinen vielen Freunden und auch den kleinen Komparsen des Films eine Überraschung bereiten. Als er in den Saal trat, wurde er ohne jede Begeisterung empfangen und fast verächtlich mit dem Rufe begrüßt: „Noch ein Chaplin, wir haben schon deren 33, geh' doch zu den übrigen Chaplins." Ehe er sich umsehen konnte, war er schon auf der Bühne und sah vor sich, von vielen anderen Chaplins umgeben, die strengen Preisrichter und die Direktoren der großen Filmkonzerne. Da geschah das Merkwürdigste: der richtige Chaplin bekam die neunte Stelle. Den ersten Preis für die allerbeste Chaplinverkleidung erhielt ein anderer. Chaplin, dieser im Grunde seines Herzens tief melancholische Mensch, wollte nicht auf den neunten Preis warten. Betrübten Herzens, von niemandem erkannt, verließ Chaplin das Maskenfest. Noch ein tragischer Beweis für die Gefahr, die jeder großen Idee droht, wenn sie Allgemeingut wird: banal zu erscheinen.

* **Ein originelles Pfand.** Der berühmte, aber stets in Schulden steckende Schauspieler Dawison hatte bei einer Familie in Berlin längere Zeit in Kost und Logis gelebt. Da er nicht zahlen konnte, wurde ihm gekündigt. Als er nun auszog — es war Juli — ließ er seinen wertvollen Winterpelz als Pfand zurück. Wer aber beschreibt das Erstaunen seiner Wirtsleute, als er im Herbst das Ansinnen an sie stellte, ihm den Pelz auszufolgen — er wolle ihnen, da er immer noch nicht zahlen könne, seinen wertvollen englischen Sommerüberzieher als Pfand lassen. Schließlich erklärten sich die Wirtsleute damit einverstanden und gaben ihm den Pelzmantel zurück. Dieses Tauschgeschäft setzte Dawison fünf Jahre fort, bis er zum wirklichen Hofschauspieler ernannt wurde und die Hofkasse seine sämtlichen Schulden bezahlte.

* **Dozent aus Versehen.** Daß ein völlig unqualifizierter Jüngling aus Versehen zum Hochschullehrer ernannt wird, ist bislang nicht dagewesen. Diesen Rekord eroberte das Königreich Rumänien. Der junge Klausenburger Arzt Dr. Alexander Gruzner bewarb sich um die Stelle eines Assistenten der Universitätsklinik und war selbst über alle Maßen erstaunt, als ihm zwei Wochen später das Unterrichtsministerium einen ungewöhnlich großen und dicken Einschreibebrief zustellen ließ. „Nanu," stutzte Gruzner, „seit wann schicken einem die Bukarester eine so inhaltsschwere Absage?" Gruzner hatte allen Grund, auf eine Ablehnung gefaßt zu sein; war er doch halb Magyare und mütterlicherseits Siebenbürger Sachse, aber keineswegs Rumäne. Der „Minoritätenmischling" öffnete die Sendung und entnahm ihr eine vom Himmel gefallene Urkunde, wonach er zum ordentlichen Dozenten ernannt worden sei. Gruzner war sprachlos. Er wußte genau, daß ein Versehen vorgekommen sein mußte. Wie zum Donnerwetter sollte er mit seinen zweiundzwanzig Jahren „dozieren"? „Das ist Ihre Sorge, Herr Dozent", meinten die Leute, an die er sich hilfesuchend wandte. Zwei Tage später erschien die Ernennung im Amtsblatt. Die Benachrichtigung lief bei dem Dekanat ein und wurde damit rechtskräftig. Die Professoren waren ebenso ratlos wie der neue Würdenträger wider Willen. Sie wollen jetzt ihren neuen „Kollegen" dazu bewegen, auf das ihm versehentlich in den Schoß gefallene Amt freiwillig zu verzichten. Der Dozent a. V. (aus Versehen) will sich aber die Sache gründlichst überlegen; denn es kommt beileibe nicht alle Tage vor, daß Vertreter der Minoritäten in Rumänien gute Stellen erhalten. Obendrein trösten Dr. Gruzner die Freunde, er würde es schnell lernen, wie man „lehrhaft vorzutragen" habe.

Lustige Rundschau



* **Gesunde Übung.** Herr Oberkontrolleur Läppel ist von der Sommerreise zurückgekommen und trifft seinen Freund Rostig. Es entspinnt sich folgendes Gespräch: „Nu, wieder da, Freund Läppel?" — „Ei cha, wieder da, Freind Rostig!" — „Abgenommen haste aber nich, globe ich." — „Nee, das könnt' ich ooch nich sagen." — „Aber der Arzt hat dir doch Leibesübungen verordnet. Hast du das nich befolgt?" — „Freilich hab' ich's befolgt. Aber es hat nischt geholfen." — „Was haste denn gemacht?" — „Gedroschen hab' ich." — „Wie? Was? Gedroschen? Strengt das sehr an?" — „J gar nich! Jeden Tag hab' ich gedroschen, stundenlang, sage ich dir!" — „Nee so was! Und da haste nich abgenommen? Was haste denn immer zu dreschen gehabt?" — „Hehehehe! Schkat hamm mer gedroschen! Nu weeßt du's!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.